

## Sprachliche Zeichen als Ausdruck sozialen Kontaktes: Soziolinguistik – kontrastiv und gut gemischt

ERNEST W. B. HESS-LÜTTICH

Der Titel des vorliegenden Bandes<sup>1</sup> ist Programm – oder will es sein: in den hier versammelten Aufsätzen sollen Ansätze zur Integration soziolinguistischer Perspektiven in die sogenannte *Kontaktlinguistik* vorgestellt werden. Eine solche Integration habe es bisher, begründen die Herausgeber ihre Auswahl, nur in Ansätzen gegeben. Nur wenige Autoren hätten sich, sagen sie, mit Soziolinguistik in kontrastiver Manier auseinandergesetzt, zudem ermangele es einer theoretischen Basis für diesen Neuansatz, der notabene nicht als Teilbereich der traditionellen Kontaktlinguistik verstanden werden dürfe, die Sprache ja kaum als *soziales* Phänomen in den Blick genommen habe.

Der Band ist in drei Teile gegliedert. Die Beiträge zum ersten Teil, überschrieben mit dem Titel *Bilingualism – Multilingualism*, setzen sich mit Phänomenen der Mehrsprachigkeit in verschiedenen Ländern und Gemeinschaften auseinander. Ammon plädiert in seinem Eingangskapitel ‘On comparing the centers of plurinational languages: The example of German’ (S. 17–37) für eine exaktere Methode des Vergleichs nationaler Varietäten einer Sprache. Einfach so bilaterale Vergleiche anzustellen, werde der sprachlichen Realität nicht gerecht. Vielmehr seien beim Vorliegen von, sagen wir,  $n$  nationalen Varietäten nämlich  $n-1$  Vergleiche durchzuführen. Am Beispiel des Deutschen illustriert er, wie ein ‘trinationaler’ Vergleich nationaler Varietäten aussehen könnte. Für traditionell lexikografisch arbeitende Dialektologen ist dieser Ansatz gewiß hilfreich.

Dem Paradigma einer soziolinguistisch integrierten kontaktlinguistischen Untersuchung ist auch Ludwig Eichinger verpflichtet. Er geht in seinem Beitrag über ‘Sociolinguistic characters: On comparing linguistic minorities’ (S. 37–55) der Frage nach, wie sich sprachliche Minoritäten West- und Mitteleuropas miteinander vergleichen ließen. Die dafür relevanten Faktoren, mit deren Hilfe sprachliche Minderheiten, ihr Status und ihre Entwicklung adäquat beschrieben und verglichen werden können, sind genau solche, die auch eine soziolinguistische Fundierung der Kontaktlinguistik erlauben: die relative Größe einer sprachlichen Minorität, ihr kulturelles und geografisches Umfeld sowie die politische Macht, die sie inne-

hat oder auch nicht. Eichinger verweist zu Recht auf die Bedeutung der Geschichte, die die Gruppenidentität einer Minorität beeinflusst, ihres rechtlichen Status und ihres Sprachgebrauchs. Ein wenig scheint in diesem Beitrag noch etwas von jenem (sprach-)politischen Engagement hervor, das frühe soziolinguistische Arbeiten prägte und heute weitgehend aus der Mode geraten scheint.

Jacob Ornstein-Galicia bietet unter dem Titel 'Bilingualism – multilingualism: Its characteristics and properties' (S. 57–75) einen nützlichen Überblick über die in mehrsprachigen Regionen zu beobachtenden Phänomene: etwa Probleme der Interferenz zwischen den Sprachen, des Status der Minoritätensprache, der Funktion von Lehngut (das er im Anschluß an Haugen zu klassifizieren unternimmt) innerhalb eines mehrsprachigen Gebietes. Zuletzt widmet er sich dem Problem des *foreigner talk* und formuliert einige Desiderata wie das bis heute kontrovers behandelte Problem des Verhältnisses von Dialekt – Register – Varietät.

Rodolfo Jacobson wirft 'In search of the deeper message' einen Blick aus funktionaler Perspektive auf die 'Codeswitching rationales of Mexican-Americans and Malaysians' (S. 77–102). Dabei unterscheidet er verschiedene Kategorien von Code-Switchern im Kontinuum zwischen denjenigen, die fast ausschließlich Englisch sprechen, und solchen, die sich nur ungerne der Sprache ihrer neuen Heimat bedienen. Aus der Häufigkeit des Code-Switchings zieht er Rückschlüsse auf die kulturelle Identität. So klingt die These, daß diejenigen, die mehr Englisch sprechen als Spanisch, stärker enkulturiert seien als diejenigen, die öfter Spanisch sprechen und damit signalisieren, daß sie sich in einem distanzierteren Verhältnis zur nordamerikanischen Gesellschaft befinden, ebenso einleuchtend wie naheliegend. Jacobson kontrastiert nun diesen Befund mit dem Code-Switching in Malaysia und zeigt, daß dort Englisch eher zum Zwecke der Prestigerhöhung als der Markierung kultureller Identität gewählt wird.

Georges Lüdi widmet seinen Beitrag über 'Multilingualism through migration' einem Vergleich zwischen 'internal and external migrant communities in Switzerland' (S. 103–134). Externe Migranten sind solche, die aus einer anderen Nation immigriert sind, interne sind die aus einer anderen Sprachregion innerhalb des Landes hinzugezogenen Landsleute. Am Beispiel von Französisch sprechenden externen und internen Migranten in der Deutschschweizer Stadt Basel vergleicht der Verfasser die beiden Gruppen im Hinblick auf Variablen wie Aufenthaltsdauer, Motivation zum Umzug, Kenntnisse des Deutschen und des Schweizerdeutschen oder Sprachverhalten in verschiedenen Lebensbereichen. Die statistisch belegten Befunde legen für ihn den Schluß nahe, daß sich die internen Migranten im Vergleich zu den externen besser in der Diglossiesituation der Schweiz zurechtfinden, eher Schweizerdeutsch lernen und sich überhaupt besser integriert fühlen. Nun ja, ein vielleicht auch nicht ganz unerwarteter Befund,

der freilich auf zuweilen großzügiger Interpretation der Daten gründet, die statistisch nicht immer signifikante Unterschiede zwischen den beiden Migrantengruppen aufweisen.

Helga Bister-Brosen bietet eine 'Contrastive analysis of language use and contact in the Alemannic area', namentlich von Jugendlichen in Colmar, Müllheim und Freiburg/Breisgau (S. 135–156). Im Zentrum ihres Interesses steht dabei der Dialektgebrauch. Auf der deutschen Seite des Rheins stellt sie eine häufigere Verwendung des Dialektes fest, vor allem bei Jugendlichen aus der Unterschicht. Da werde Dialekt nicht nur in der Familie verwendet, sondern auch im öffentlichen Raum (zumindest im informellen Rahmen) – anders als in Frankreich, wo selbst in der Familie zumeist Französisch, kaum jedoch der Elsässer Dialekt gesprochen werde. Interessant (z.B. für den südlich benachbarten Schweizer Leser), daß in Kontaktsituationen zwischen Jugendlichen aus dem Elsass und dem Badischen zumeist Standarddeutsch gesprochen werde, obwohl die Verständigung in Dialekt erfolgen könnte.

Sonja Vandermeer setzt sich in ihrem Beitrag über 'Language attitudes on either side of the linguistic frontier: A sociolinguistic survey in the Vouren/Fouron-area and in Old Belgium North' mit Spracheinstellungen in einem Gebiet auseinander, in dem die Sprachwahl längst zum politischen Bekenntnis geworden ist, dem Vurgebiet in Belgien nämlich, wo ein Sprachkonflikt herrscht zwischen profranzösischen Einwohnern und proholländischen, die den Dialekt favorisieren. Gleichzeitig untersucht sie die Spracheinstellung in der Provinz Lüttich/Liège, in der ein solcher Konflikt nicht festgestellt werden kann. Um empirische Befunde über die Spracheinstellung und die tatsächliche Verwendung einer Sprache herauszufinden, führte sie mit Informanten den von ihr entwickelten (*in-*)*consistency-test* durch, der sich als Versuch beschreiben ließe, den Informanten durch eine bestimmte Frageführung auf dem Fragebogen zu inkonsistenten Antworten zu verführen, an denen dann die Differenz zwischen Spracheinstellung und tatsächlichem Sprachgebrauch ablesbar wäre. Sie stellt denn auch tatsächlich gerade bei profranzösischen Einwohnern des Vurgebietes insofern Inkonsistenzen fest, als sie nach eigenen Angaben doch häufiger Dialekt sprechen, als sie selbst als angemessen bezeichnen. Sie kommt zum Schluß, daß zwischen ethnolinguistischer Identität und Spracheinstellung eine starke Korrelation bestehe, die jedoch mit der tatsächlichen Sprachverwendung nicht unbedingt übereinstimmen müsse.

Der zweite Teil des Bandes umfaßt Beiträge zum Thema 'Language planning and language politics'. Tove Skutnabb-Kangas fragt 'Educational choice – multilingual diversity or monolingual reductionism?' (S. 175–204) und liefert sogleich die engagierte Antwort, die eine monolinguale Erziehung und Bildung der Jugendlichen in den Schulen als ideologische Dummheit, als naiven monolingualen Reduktionismus entlarvt. Die Ideologie des

monolingualen Reduktionismus sei nichts weniger als rassistisch, ethnizistisch und linguizistisch. Linguizistische Sprachpolitik sei sozusagen kultureller und linguistischer Genozid. Gut gebrüllt, Löwe! Angesichts der faktischen Pluralität der Sprachen in eigentlich jedem Lande komme eine monolinguale Erziehung einer Mißachtung der Menschenrechte gleich. Mehrsprachige wiesen, das zeigten alle einschlägigen Untersuchungen, eine größere kognitive Flexibilität und größere Kreativität auf. Methoden jenseits des traditionellen Fremdsprachenunterrichts – beispielsweise das zweisprachige ‘immersion program’ in Canada oder die ‘Europäischen Schulen’ für Kinder von EU-Mitarbeitern – hätten Schulpflichtige erfolgreich zur Mehrsprachigkeit geführt. Und zwar nicht nur die sprachlichen Minderheiten angehörnden Kinder, sondern auch die der sprachlichen Mehrheit, denen die Vorteile der Zwei- und Mehrsprachigkeit auch nicht schadeten.

Peter Mühlhäusler plädiert in seiner Gegenüberstellung von ‘Ecological and non-ecological approaches to language planning’ (S. 205–213) nicht minder engagiert für eine Bewahrung von Minderheitensprachen. Er fordert eine ökologische Sprachpolitik, die nicht nur Nonstandardsprachen erhalten helfe, sondern auch das biologische und sozio-kulturelle Umfeld der Minderheitensprecher zu bewahren suche. Eine solche Sprachpolitik wehre sich gegen jegliche Hierarchisierung von Sprachen, pflege vielmehr die Sprachenvielfalt und verstärke die Beziehungen zwischen den verschiedenen Sprachen, aber auch zwischen Standardsprache und Dialekt. Vielfalt, nicht Einheit, sei das Ziel, da jede Sprache ihre je eigene Perspektive auf Welt und Wirklichkeit erlaube und die Komplexität unserer Welt nur mit Hilfe einer Vielfalt von Sprachen überhaupt erfahrbar sei. Dies hatte Benjamin Whorf wohl schon ähnlich gesehen. Um die Funktion der *Verständigung* mittels einer den Bürgern etwa eines multikulturellen Landes *gemeinsamen* Sprache geht es dem Verfasser erkennbar nicht so sehr.

Florian Coulmas, nach Jahren in der Fremde Nippons an heimische Gestade zurückgekehrt, schlägt in seinem Beitrag über ‘The inequality of languages: Economic aspects of language estimation’ (S. 213–228) einen Ansatz vor, den ‘Wert’ von Sprachen mittels (mehr oder weniger) ökonomischer Kriterien wie Effizienz, Präzision, Stringenz, Substanz und Kürze zur Beschreibung von Gegenständen oder Sachverhalten zu ermitteln. Natürlich seien auch noch soziale und kulturelle Werte irgendwie einzurechnen.

Roland Willemyns beschäftigt sich in seiner ‘contrastive analysis’ mit ‘Language borders in northern France and in Belgium’ (S. 229–250). Sein Blick ist auf zwei spezifische Arten der Veränderung gerichtet: auf Monolingualisierungen der früheren Übergangszonen zwischen den Sprachregionen und auf Verschiebungen einer Sprachgrenze aufgrund politischer Grenzen. Dabei zeichnet er die unterschiedlichen sprachpolitischen Entscheide Frankreichs und Belgiens nach und weist auf deren Auswirkun-

gen auf die Sprachlandschaft hin: Erosion in Frankreich, Aufteilung der politischen Bezirke auch unter sprachlichem Aspekt und Pflege der bilingualen Situation in Belgien. Während die Sprachgrenze in Belgien zur politischen und administrativen Realität wurde, verschwand in Frankreich das Holländische faktisch aus der Sprachlandschaft – auch wenn manche Sprachatlanten noch die Kontaktsituation im Nordosten des Landes markieren.

Anne Pauwels interessiert sich für ‘Feminist language planning and titles for women’ (S. 251–270), vor allem für die von feministischen Sprachplanerinnen als unverblümt sexistisch heftig kritisierten Anredeformeln, die den Zivilstand der Frauen bezeichnen. In einer Untersuchung der Akzeptanz, des Gebrauchs und des Verständnisses von Formen wie ‘Ms’ in Australien und ‘mefrow’ in den Niederlanden werde deutlich, daß die Akzeptanz der nicht-sexistischen Form unter den Frauen selbst in den Niederlanden größer sei als in Australien. Die Verfasserin führt dies jedoch nicht auf eine größere Sensibilisierung der Holländer für Probleme des Sexismus zurück, sondern glaubt, daß eine Erweiterung der semantischen Extension eines bestehenden Wortes einen kleineren Eingriff in den Sprachgebrauch bedeute als die Einführung eines neuen Terminus, dessen Bedeutung letztlich für die Mehrheit der Bevölkerung uneinsichtig geblieben sei.

Suzanne Romaine thematisiert ‘Pidgins and creoles as literary languages’ (S. 271–290) und untersucht die Verwendung von Krio (Sierra Leone), Tok Pisin (Papua Neuguinea) und dem jeweiligen Kreol-Englisch in Guyana und auf Hawaii in literarischen Texten. Ihr fällt auf, daß in älteren Dramen und Erzählungen Kreol oder Pidgin fast ausschließlich den Stimmen der Figuren vorbehalten war. Die Stimme des Erzählers blieb Englisch. Neuerdings seien jedoch Tendenzen zu einer Auflösung dieser Teilung der Domänen des Sprachgebrauchs im literarischen Text zu beobachten: vielfach schon erfolge das ‘showing’ in kreolischem Englisch. Dies lasse auf eine Korrelation zwischen der Standardisierung dieser Sprachen und ihrer Verwendung in literarischen Texten schließen. ‘Ausbau’ und ‘Abstand’ können zu Variablen werden, die auch die Konstitution literarischer Texte beeinflussen: fehle beispielsweise der Abstand, dann werde die Kreolsprache als Literatursprache zum Literaturdialekt. Romaines Beitrag ist ein gelungenes Beispiel für exakte und erhellende Forschung auf dem noch wenig erschlossenen transdisziplinären Gebiet zwischen Linguistik, Literaturwissenschaft und Interkulturalität.

Auch Manfred Görlach widmet sich in seinem Beitrag den Pidgin- und Kreolsprachen und bietet eine ‘Typology of dictionaries of English-based pidgins and creoles’ an (S. 291–310). Er fragt, welche Varietät Eingang ins Wörterbuch finden dürfe und welche nicht, ob allein schriftlich Fixiertes als Quelle dienen dürfe oder auch mündlich Überliefertes, ob Kreolwörter auch unter Rückgriff auf englische Etyma erklärt werden dürften oder ob der

Worthistoriker, der nur mit schriftlichen Quellen zu arbeiten gewohnt ist, vor dem Versuch einer etymologischen Untersuchung dieser Sprachen zu schützen sei. Seine Fragen rühren auch unbefangen ans Grundsätzliche. Sind Wörterbücher überhaupt sinnvoll? Vereinfachen sie die unendliche Vielfalt und heterogene Realität dieser Sprachen nicht bis zur Unkenntlichkeit? Sind sie nicht Ausdruck einer problematischen westlichen Haltung, die einer Sprache nur dann ihren Status als 'Sprache' zusprechen mag, wenn sie schriftlich normiert, in Büchern kodifiziert ist? Görlach ist sichtlich im Zwiespalt: einerseits möchte er von Wörterbüchern nicht lassen, weil sie die Organisation des 'Weltbildes' einer jeden Kultur reflektierten; andererseits ist ihm die Idee der Codifizierung dieser Sprachen letztlich nicht geheuer, weil sie einen Einfluß auf die Entwicklung der Sprache ausüben könne, der möglicherweise gar nicht wünschenswert sei.

Der dritte Teil des Bandes umfaßt Beiträge zur summarisch so genannten 'Cross-linguistic discourse analysis', in der die Kontaktlinguistik zu genuin soziolinguistischen Fragestellungen vordringt, auch wenn vielleicht nicht alle Autoren dem Spezifikum der interkulturellen Perspektive gerecht werden, soweit sie es unter Rückgriff auf die altbekannten Universalien zu erledigen suchen. So stellt Anna Wierzbicka als Ergebnis einer 'extensive empirical study of a wide range of languages' (S. 314) ein Modell der 'natural semantic metalanguage (NSM)' vor, 'arrived at by trial and error' (ibid.), das die 'scripts', also das kollektive kulturelle Unbewußte der chinesischen und der nordamerikanischen Gesellschaft 'without ethnocentric bias' aus einer 'universal, language-independent perspective' (S. 313) zu beschreiben erlaube. Na ja.

Juliane House ist da etwas bescheidener. Sie nutzt bewährte Verfahren der 'Contrastive discourse analysis' für ihre Suche nach Gründen für Mißverständnisse, wie sie in interkulturellen Kommunikationssituationen typischerweise immer wieder auftauchen, und untersucht das Gesprächsverhalten vor allem von Studenten an deutschen und britischen Universitäten (S. 345–362). Sie beweist damit die Stichhaltigkeit der Hypothese, daß kulturelle Differenzen im Sprachverhalten Mißverständnisse provozieren. Redlicherweise weist sie darauf hin, daß sie für ihre Ergebnisse keine Repräsentativität beanspruche, daß es ihr vielmehr darum gehe zu zeigen, daß Mißverständnisse auftauchen, wenn Mitglieder einer Kultur bestimmten Erwartungsmustern folgen, wenn sie mit Mitgliedern einer anderen Kultur kommunizieren, in denen andere Gesprächsverhaltensweisen vorherrschen.

Gudrun Held vergleicht 'Two polite speech acts in contrastive view', nämlich 'requesting and thanking in French and Italian' (S. 363–384). Anhand der Sprechakte des Bittens und Dankens will sie das Spezifische der romanischen Höflichkeit im allgemeinen und die intraromanischen Unterschiede im besonderen untersuchen. Ihre Analyse zeigt zum Beispiel, daß Franzosen ihre Vorbereitungsphasen stärker ausbauen, häufiger Partikeln

verwenden und eher Begründungen anführen als die direkteren Italiener. Darüberhinaus seien die Franzosen besser in der Lage, mit Nähe und Distanz umzugehen, indem sie zu hypothetischen Formen und zeremoniellen Formulierungen im Sprechakt des Bittens greifen, öfter mal metaphorisch sprechen und jugendsprachliche Ausdrücke selbst im formelleren Rahmen verwenden. Italiener tendieren ihres Erachtens dagegen eher zu formaler Rhetorik.

Ichiro Marui und vier weitere Autoren haben sich 'Concepts of communicative virtues' vorgenommen und vergleichen diese 'CCV' bei Japanern und Deutschen (S. 385–410). Sie definieren CCV als Werte, die je kulturspezifisch und deshalb nicht von einer Gesellschaft auf eine andere übertragbar seien; sie dienten als Orientierungen während der kommunikativen Interaktion, also als die Kommunikation steuernde Regelmechanismen. Anhand einiger Gespräche untersuchen sie anschließend das kommunikative Konzept 'Höflichkeit' in Japan und Deutschland und kommen zu dem Schluß, daß dieses CCV zur Aufrechterhaltung der interpersonalen Beziehung zwar generell unabdingbar sei, in Japan aber eine weitaus wichtigere Rolle spiele als in Deutschland, wo demgegenüber die Fähigkeit zur Argumentation einen höheren Stellenwert besitze als die Aufrechterhaltung der interpersonalen Beziehung. Man hat es zwar geahnt, aber ob Höflichkeit allein die Aufrechterhaltung der interpersonalen Beziehung in der Kommunikation garantiert? Oder sollten die japanischen Autoren selbst einem interkulturellen Mißverständnis aufgesessen sein, wenn sie den Verzicht auf Höflichkeit als Bruch der interpersonalen Beziehung interpretieren?

Kazuma Matoba untersucht ebenfalls Unterschiede zwischen Deutschen und Japanern, und zwar vor allem am Beispiel der 'Referential perspective in speech acts', also jene Art der Perspektive, die in Akten des Offerierens eingenommen wird (S. 411–446). Die Hypothese, daß die Wahl der Perspektive in Sprechakten kulturabhängig sei, wird mit Hilfe einer verbesserten Version des von Blum-Kulka, House und Kaspar entwickelten 'Diskurs-Lückentext-Tests' auf ihre Richtigkeit hin überprüft. Aus der nicht immer ganz widerspruchsfreien Analyse der mit statistischen Methoden aufbereiteten Daten wird am Ende der etwas forcierte Schluß gezogen, daß die Wahl der Perspektive im Deutschen abhängig sei vom Wert eines Gegenstandes, während Japaner aufgrund ihrer spezifischen kulturellen Prägung zugleich die wahrgenommene Distanz zwischen sich und dem Adressaten berücksichtigten. Ein weiterer Beleg für die Unhöflichkeit der Deutschen?

Susanne Günthner räumt in ihrem Aufsatz über 'Male–female practices across cultures' (S. 447–474) zunächst mit einigen Vorurteilen auf, die in den linguistischen *gender studies* immer noch nicht überwunden scheinen. Die übliche Herstellung einfacher Korrelationen zwischen Sprachverhalten und Geschlecht sei einfach zu schlicht. Jedes interaktive Geschehen sei in

ein komplexes Netz von Faktoren eingebunden, in dem *gender* nur ein Aspekt sei, der eine gewisse Rolle spielen *könne*, aber nicht *müsse*. Außerdem sei systematisch in Betracht zu ziehen, daß genderspezifisches Verhalten sich von Gemeinschaft zu Gemeinschaft unterscheide: wie die Genderrollen und die an ein genderspezifisches Verhalten gestellten Anforderungen aussehen, hänge ab von auf sozialen Hierarchien und Werturteilen basierenden Ideologien und kulturellen Ideen. Günthner liefert einen guten Überblick über aktuelle Ergebnisse ethnographischer und linguistischer Untersuchungen zu genderspezifischen Kommunikationsverfahren und illustriert die auf verschiedenen Ebenen sich manifestierenden kulturspezifischen Methoden des 'doing gender' in der Rede. Sie zeigt damit, wie wichtig es ist, genderspezifisches Sprachverhalten im jeweiligen kulturellen Kontext zu untersuchen und liefert einen nie in platte Polemik und feministische Plattitüden abdriftenden Beitrag zur anschaulichen Erhellung eines aktuellen Themas.

Uta Quasthoff beschäftigt sich in ihrem abschließenden Beitrag über 'Narrative universals?' (S. 475–495) mit der Frage nach der Existenz von universalen Strukturen, die im interkulturellen Vergleich alltäglichen Erzählens sichtbar würden. Anhand von Erwachsenen-Kind-Interaktionen stellt sie ein induktiv entwickeltes Modell alltäglichen Erzählens vor, in dem sie zwischen JOBS (den global-strukturellen Notwendigkeiten im Erzählen), DEVICES (den interaktional ausgehandelten Mustern dieser JOBS durch die Interagierenden) und FORMS (den sprachlichen Realisierungen) unterscheidet. Die JOBS, so ihre These, dürften als nicht hörer- oder sprechergebundene Kategorien im Prinzip als universal angenommen werden. Die Überprüfung dieser These wird dann jedoch einer andernorts zu leistenden empirischen Untersuchung anheimgestellt.

Insgesamt bietet der umfangreiche und verlagstypisch teure, aber solide ausgestattete und mit einem willkommenen Index versehene Band einen guten Überblick über bestehende Forschungsansätze und aktuelle Ergebnisse der kontrastiven Soziolinguistik. Einige Beiträge machen Appetit auf mehr, andere, nun ja, vervollständigen das Bild, das von einer umsichtigen Einleitung der Herausgeber schön gezeichnet wird. Ein für jeden Studierenden spannendes neues Forschungsfeld jedenfalls, von dem der Verlag jedoch durch seine Preisgestaltung zuverlässig abzuschrecken weiß.

Universität Bern

## Notes

1. Marlis Hellinger and Ulrich Ammon (eds.) 1996: *Contrastive Sociolinguistics*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (= Contributions to the Sociology of Language 71), 504 S.



